

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1910-1911)

Artikel: Unser Singen
Autor: Blocher
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

proportionierte, edle und nutzvolle Gesamtform. — Der kunstgeschichtliche Dilettantismus der romantischen und einer spätern Epoche hat der zürcherischen Saalkirche ein jähes Ende bereitet. In unserer Zeit, die eine Kunst als Ausdruck des Bedürfnisses und des Lebens sucht, sollte aber kein Architekt an das Problem der protestantischen Dorfkirche herantreten, ohne diesen künstlerisch wirklich sehr hoch stehenden Bauwerken einen Blick geschenkt zu haben.

A. B.



UNSER SINGEN

Wir standen vor einem Bilde, das einen von uns veranlasste, eine Anspielung auf das Hauffische Reiterlied zu machen. Da zeigte es sich, dass das Lied einem der Anwesenden, einem Zürcher Arzt, vollständig unbekannt war. Er wollte es niemals gehört haben. Es wurde mir nicht leicht, ihm das zu glauben. —

Abend auf dem Zürichsee. Der ganze vordere Teil des Schiffes ist von einer Dorfschule besetzt, mit der etwa zehn Erwachsene reisen. Eine Lehrerin kommt in gefühlvolle Stimmung und fängt an: „Lueget vo Bärg und Tal“. Die andern fallen ein, und es kommt ein Gesang zustande. Zwei Strophen gehen gut, bei der dritten wird man etwas unsicher, die vierte ginge gar nicht mehr ohne einen nicht zur Gesellschaft gehörenden Herrn, der ungebeten mittut und mit lauter Stimme und scharfer Aussprache die andern mitreißt. Das waren schweizerische Kinder mit ihren Lehrern und Lehrerinnen, und das war ein schweizerisches Lied. Ich wunderte mich noch mehr als über den Arzt, der das „Morgenrot“ nicht kannte. —

Aber ist es denn nicht immer so oder ähnlich? Gehen uns beim Singen unserer bekanntesten Lieder nicht immer in der dritten Strophe, oft schon in der zweiten und spätestens in der vierten die Worte aus? Das heißt, wenn wir es überhaupt schon bis zum Anstimmen gebracht haben! Denn sind die Stimmen nicht schulgerecht voll besetzt, so haben wir meist gar nicht den Mut zum Singen. Das macht: wir singen nicht, sondern wir tragen etwas vor. Der Spötter hatte ganz recht, der einst im Pariser „Soleil“ schrieb: „Die Schweizer sind die besten Sänger der Welt, aber jeder kann nur seine Stimme singen.“

Mit dürrn Worten: wir dürfen wohl stolz sein auf unsere ganz einzig dastehende gesangliche *Schulung*, aber wir zeichnen uns auch dadurch aus, dass wir nicht singen können, wenn nicht jeder *ein Buch* unter der Nase hat. Der Gesang hat das Singen getötet, die Schule das Leben.

Leider hat auch die Note das Lied getötet, will sagen: das Interesse an der Melodie hat das Verständnis für die gesungenen Worte erstickt. Diese sind uns einerlei, wenn uns der Tonsatz gefällt. Wir lassen uns „Schweizerlieder“ von jedem beliebigen Berliner Literaten liefern, der von unserem Land und Volk gerade genug weiß, um die Wirkung der Reime „Alpenseen, Bergeshöhn“, „frei, treu“ auf unsere Rührseligkeit zu kennen. Wir singen tief-führend den furchtbarsten Unsinn vom Alpenhorn, das zu Straßburg (!) auf der langen Brück von einem Knaben gehend (!) geblasen wird, und kaum einen Ausmarsch macht unsere Jugend, ohne die unglaubliche Behauptung aufzustellen, es graue da kein Morgen, es dämm're keine Nacht, wo es doch, Gott sei Dank, in unserm Land jeden Abend allüberall ehrlich dunkelt wie anderswo; von den folgenden Strophen, vom Fels, der als Ägide die Hütte überdacht, und den übrigen Schönheiten wollen wir lieber ganz schweigen. Aber die Melodie ist hübsch und flott, und das genügt uns.

Wir stehen hier vor einer Verkehrung des natürlichen Geschmackes. Ein Volk, das lieber und besser singt als irgend ein zweites, das aber nur mit dem Buch in der Hand singt und nicht im frohen Verein die doch eigentlich allen bekannten Lieder aus voller Kehl' und frischer Brust zu singen vermag, ein Volk, das stolz ist auf seinen Volksgesang, dabei aber höchst unvolkstümliche Lieder vorzieht, ein sehr gebildetes Volk, das nur daran denkt, *wie* und niemals *was* es singt.

Wir singen nicht genug um unserer selbst willen, sondern zu sehr um der Zuhörer willen. Wenn wir auf dem Dampfschiff stehn und den Kreis schließen, die vorsorglich mitgenommenen Bücher aus der Rocktasche ziehn und uns feierlich räuspern bis es losgeht, so kann uns jeder anmerken, dass wir nicht singen, um fröhlich zu sein, sondern um zu zeigen, was wir können, dass wir nicht für uns singen, sondern für die auf dem Deck versammelten Fremden, für die Vereinigten Staaten von Nordamerika und

Europa, um Eindruck zu machen als gutgeschultes Volk. Bricht aber einmal die Natur durch und drängt es einen, ohne Vorbereitung und Buch und verteilte Rollen zu singen, eben nur weil er's nicht lassen kann, dann, ja dann gehen eben die Worte aus und das Lied verläuft kläglich im Sand, weil es nicht auf dem Programm stand.

Was tun? Die Allerweltsauskunft, mit der man heute jeden Schaden zu heilen denkt, lautet: die Schule muss helfen. Nun ja, diesmal *könnte* die Schule helfen, weil es hier nicht gilt, ihr eine neue Last aufzubürden, sondern ihr eine Last abzunehmen. Freilich wird mancher es mit Entsetzen hören, was da verlangt wird: *Rückkehr zum einstimmigen Gesang*. Unser Unterricht im Gesang sei vor allem Anleitung zum Singen, nicht vor allem musikalische Ausbildung, und die Lieder, die gelernt werden, seien gedacht als Darbietung eines überlieferten Schatzes unseres Volkes, nicht als Vorbereitung zum Singexamen oder zum Wohltätigkeitskonzert.

Für den einstimmigen Gesang in der Volksschule gibt es, nebenbei gesagt, auch sonst noch einiges zu sagen. Gute erzieherische Gründe sprechen dafür, nicht schon die Schulkinder zu Aufführungen zu dressieren. So hübsch diese Gesangsaufführungen sind, sie haben den Nachteil, die Aufmerksamkeit der Kinder oft wochenlang zu sehr in Anspruch zu nehmen und von der ernsten Arbeit, zu der sie angehalten werden sollten, abzulenken. Sie nehmen der Schule auch unverhältnismäßig viel Zeit weg und sie schaffen eine Stimmung unter den Schülern, die dem Unterricht nicht günstig ist. Wenigstens sind manche Eltern dieser Meinung.

Für den einstimmigen Gesang spricht vor allem auch die Stimmbildung. Heute erleben wir fortwährend folgendes: Ein mit angenehmer Stimme und gutem Gehör begabtes Kind kommt in die Schule. In den ersten Klassen wird seine Stimme trefflich ausgebildet; es ist ein Vergnügen, das Kind singen zu hören. Dann kommt es eines Tages strahlend nach Hause und erzählt, der Lehrer habe diejenigen ausgewählt, die künftig die zweite Stimme singen dürften, und es, das kleine Hanneli, sei auch dabei. Nun geht es zwei Monate oder drei, und das helle Stimmchen ist nicht wieder zu erkennen. Die Klasse singt jetzt zwei-, bald dreistimmig, aber eine Anzahl von Kindern sind in ihrer Stimmbildung geschädigt, und zwar gerade die besten Sänger, weil der

Lehrer genötigt ist, um mit dem mehrstimmigen Gesang beginnen zu können, gerade die treffsichern, die guten Sänger in die zweite Stimme zu stecken. Das spricht dafür, mit dem mehrstimmigen Gesang wenigstens bis in die obersten Klassen zu warten, ihn vielleicht aus der Volksschule ganz auszuschließen.

Die Gesangkunst würde dadurch nicht getötet. Das Vereinswesen ist bei uns heute so ausgebildet, dass es seine Aufgabe ganz gut durchführen kann, wenn auch die Volksschule nur einstimmig sänge. Selbstverständlich soll die Notenlehre wie bisher gelehrt und in den höhern Schulen der mehrstimmige Gesang gepflegt werden.

Was durch die vorgeschlagene Abrüstung an Zeit und Kraft gewonnen würde, das müsste dann der Erlernung der hergebrachten Volkslieder zugute kommen. Zum Lehrziel der Schule müsste die Kenntnis einer größeren Anzahl von Liedern gehören — sagen wir fünfzig, vielleicht noch mehr — die jeder kennen und können sollte. Die Aufgabe wäre durchzuführen in Verbindung mit dem Unterricht in der Muttersprache. Es dürften keine Lieder ausgewählt werden, die es nicht wert sind, auswendig gelernt zu werden und wenn sie den schönsten Tonsatz, die frischeste Marschweise hätten. Der Gedanke, dass beim Singen ein Buch aufgeschlagen sein müsse, darf den Schülern gar nicht kommen. Singen und Auswendigsingen seien gleichbedeutend. Man könnte vielleicht auch Marschübungen und andere rhythmische Bewegungen damit verbinden. Da und dort sind Anfänge dieser Art gemacht worden. Ein Volksschullehrer aus Basel, der keinen Gesangsunterricht erteilt, erzählt mir, dass er im Deutschunterricht Volkslieder auswendig singen lasse, zum Beispiel „O Straßburg, du wunderschöne Stadt“, auch ganz unbedenklich das dazu gehörige schwarzbraune Mädel mit in den Kauf nehme.

Dagegen wird wohl eingewendet werden, dass die Überlieferung unseres Liederschatzes an die aufwachsenden Geschlechter nicht Sache der Schule sei, diese vielmehr sich mit der Schulung zu befassen habe, und dass auch früher die Lieder frei von Mund zu Mund überliefert worden seien. Das letzte ist richtig. Aber die Verhältnisse haben sich sehr geändert. Die Schule hat es übernommen, die Jugend in den Kulturbesitz einzuführen. Sie nimmt unsere Jugend sozusagen ganz in Beschlag, sie soll alles

und alles lehren, bis auf die Wirkungen des Alkohols auf die Nieren und bis auf das kunstgerechte Reinigen der Zähne und der Kopfhaut. Heute will nachgerade außerhalb der Schule niemand mehr etwas lernen. Ich habe nicht wenige Lieder, auch Liebeslieder, von meiner Mutter gelernt, und das sind mir heute noch die liebsten. Aber ich fürchte, darauf dürfe man sich heute nicht mehr verlassen, und wie dem sei, die Schule hat nun einmal das Singen übernommen, sie will, dass wir das Singen von *ihr* lernen, da kann man von ihr verlangen, dass sie für die Weitergabe des Volksliedes das ihrige tue und es nicht gar durch etwas anderes verdränge.

Wahrscheinlich ist aber der Sinn für den Wert des schlichten Volksliedes heute unter uns überhaupt nicht stark genug. Die wenigsten wissen, dass wir da ein Gut von unschätzbarem Werte haben. Wer aber unter fremden Völkern gelebt hat, der weiß, was man an den heimatlichen Liedern hat. Als vor einigen Jahren ein Zürcher Männerchor in Paris vor einer großen Menge sang, da las man nachher in den Zeitungen, von all den schönen Sachen habe den mächtigsten Beifall gefunden die „Kleine Gasse“. Sind es echte Pariser gewesen, die das liebe alte Liedchen so mächtig beklatscht haben, so wäre das ein Beweis für seine unwiderstehliche Schönheit. Es werden aber wohl deutsch sprechende Einwohner von Paris gewesen sein, und ihr Beifall bewies, dass ihnen das Lied ins Herz gegriffen hatte als ein Stück Heimat.

Ein französisches Fremdenregiment auf dem Marsche. Sonnen-
glut fast unerträglich, Staub bis über die Knöchel, Staub auf den Kleidern, Staub auf Gewehr und Gepäck, Staub im Mund, Staub auf der schweißtriefenden Haut, der blaue Waffenrock gelb von Staub. Die ganze Truppe todmüde, missmutig; es reicht gerade noch zum Zählen der Kilometersteine bis zur Wasserstelle, wo biwakiert werden wird. Da ruft ein Hauptmann: Allons, les Allemands, une de vos chansons! Il y aura un quart de vin au quartier pour les chanteurs. Und sie fangen an und singen und singen, und es kommt Geschmeidigkeit in die müden Beine und Schwung in die träge Masse; ein Lied nach dem andern lässt sich hören, und die Zahlen an den Kilometersteinen werden niedriger und der Weg wird kürzer. Nach der Heimkehr kommt einer von der Mannschaft zum Garnisonspfarrer und bittet um ein Blatt

Schreibpapier. Wozu? „Ich soll dem Herrn Hauptmann ein Lied aufschreiben, das ihm besonders gefallen hat.“ Was für ein Lied? „Ännchen von Tharau. Der Hauptmann hat auch gefragt, wie es eigentlich komme, dass wir solche Lieder alle könnten, und wo wir sie denn geübt hätten, denn die zwei, die angestimmt hatten, waren doch Basler und ich aus Westfalen und die andern aus allen möglichen Provinzen. Ich wusste nicht recht, was ich sagen sollte. Die Lieder kann jeder, sagte ich.“

Voriges Frühjahr fuhren an einem wunderschönen Abend drei Herren von Braunschweig nach Hannover. Der eine war ein Kaufmann aus Hannover, der zweite ein Schriftsteller aus Berlin, der dritte ein Pfarrer aus der Schweiz. Von der Oper, zu deren Uraufführung der Berliner reiste, kamen die drei auf Gesang und auf Volkslieder zu sprechen, und es dauerte nicht lange, da sangen sie zu dritt eins nach dem andern, das Röslein rot, die kleine Gasse, das Mühlenrad im kühlen Grunde, das Brünnele und wie viele andere — bis der Zug hielt und alles auseinanderstob. Da hätte sich der französische Hauptmann wieder verwundern können. Die drei sahen sich zum erstenmal und kennen sich auch heute nicht bei Namen, und doch konnten sie zusammen singen und hätten noch lange singen können.

Diese Lieder sind ein Kulturgut, vom besten, was wir haben, herausgewachsen aus dem Volksboden selbst. Sie nicht verloren gehen zu lassen ist eine Pflicht gegen uns selbst, eine Pflicht gegen die Vorfahren und gegen die Nachkommen. Darunter sind Perlen der klassischen deutschen Lyrik, wie die Lieder von Uhland, Goethe, Heine, Hauff, Perlen unserer Mundartkunst, wie die beliebten Kuhnschen Lieder. Die müssen wir unserer Jugend auf den Lebensweg mitgeben, wie ihr die Kirche Kreuz- und Trostlieder mitgibt, wie die französische Jugend Lafontaines launige Fabeln mit auf den Lebensweg bekommt. Daneben steht das eigentliche Volkslied ohne bekannten Verfasser, oft in rührender Unbeholfenheit der sprachlichen Form, aber immer echt und immer wahr. Für die ungekünstelte Schönheit dieser wirklichen Volkslieder sollte noch mehr als es bisher geschehen ist im höheren Schulunterricht Sinn und Verständnis geweckt werden. Inzwischen ist es zu begrüßen, dass Otto von Greyerz in seinem Röseligarten so vieles wieder zugänglich gemacht hat, was vergessen oder

verschüttet war, oder was wir nur in verstümmelter Form kannten ¹⁾).

Die Rückkehr zum kunstlosen einstimmigen Volksgesang wird vielen Leuten als eine Verarmung erscheinen. Wer sich aber an seine Studentenzeit erinnert, der wird die Sache anders ansehen. Wir sangen als Studenten hergebrachter Weise immer einstimmig. Es fehlte nicht an Philistern, die ihr Philistertum dadurch bewiesen, dass sie über diese Studenten die Nase rümpften, die nicht einmal fertig brächten, was jede Dorfschule könne. Andere erklärten den einstimmigen Gesang gar als eine Folge der Alkoholgewohnheiten, die allerdings den Menschen in Sachen der Kunst und des Geschmacks genügsam machen. Das war ein Irrtum, denn mit dem Singen gaben wir uns Mühe. In den Verbindungen hatten die Fuchse eine Anzahl Lieder auswendig zu lernen, die Wilden wollten darin nicht zurückstehen und lernten auch. Die Frage, ob ein- oder mehrstimmiger Gesang gelten sollte, wurde nie aufgeworfen, wir folgten dabei lediglich einem studentischen Herkommen. Was aber die Hauptsache ist: *unser Gesang machte uns Vergnügen*. Nicht drei Strophen, sechs, zehn Strophen sangen wir und immer voll Lust und Schwung. Wer vermöchte das bei drei- und vierstimmigem Gesang? Ich meine, darin liegt die Gewähr, dass der einstimmige Gesang die Lust am Singen nicht vermindert. Ganz im Gegenteil, er vermehrt sie. Die einstimmigen Sänger sind unermüdlich; sie mögen ganze Lieder durchsingen, denn die Strophen sind für sie nicht die mehr oder weniger mühsame Wiederholung von sechs Notenzeilen, sondern ein Gedicht, das sie singend genießen.

Man kann ähnliches auf einem ganz andern Gebiete, auf dem des Kirchengesanges wahrnehmen. Man beobachte die singende Gemeinde von der Empore einer unserer großen Kirchen. Der Gesang selbst ist wohl lautend und voll, geschult und schön. Die Sänger haben die Augen fest auf ihr Buch geheftet, drehen gewissenhaft die Seiten, um bald die Noten, bald die Worte nach-

¹⁾ Es sei hier noch aufmerksam gemacht auf die treffliche Arbeit von Greyerz über *Die Sprache unserer Volkslieder* im ersten Jahresbericht des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Bern 1905. Was wir an unserem Volkslied haben, lernt man wohl auch heute noch am besten aus dem prächtigen Buch von Edouard Schuré: *Histoire du Lied, ou histoire de la chanson populaire en Allemagne*, Paris 1868.

zulesen, und machen den Eindruck von Leuten, die voll Pflichtgefühl *eine Arbeit verrichten*. Deshalb darf man ihnen auch nie mehr als zwei, höchstens vier Strophen aufs Mal zumuten und bloß zwei- oder bestenfalls dreimaligen Gesang. Sie fänden es ermüdend, mehr zu leisten. Ganz anders in einem lutherischen Dom. Da tönt der einstimmige Gesang für unsern Geschmack etwas altmodisch. Aber diese Leute singen mit Lust! Außer den liturgischen Gesängen meist vier Lieder und davon zuweilen sechs, acht, ja zwölf Strophen. Die Bücher haben sie vor sich auf dem Brett liegen und werfen etwa einen Blick hinein. Man hat den Eindruck: denen macht das Singen Freude. Man hat auch den Eindruck: hier kommen vor allem die gesungenen *Worte* zur Geltung. Beides ist doch wohl für den Zweck, der da erreicht werden soll, von der größten Wichtigkeit.

Wohl verstanden, damit soll nicht altväterische lutherische Anordnung des Gottesdienstes und was alles damit zusammenhängt, empfohlen sein, auch nicht der einstimmige Kirchengesang¹⁾. Ich finde in dieser Vergleichung nur den Beweis, dass der einstimmige Gesang nicht etwa den Sängern das Singen verleidet, wie man meinen könnte, sondern im Gegenteil das Vergnügen am Singen erhöht.

Durch einen richtigen Gesangsunterricht wird der Jugend eine Quelle echter Lebensfreude erschlossen, mehr als durch irgend einen andern Unterricht. Sie kann noch frischer sprudeln und viel mehr des labenden Trunks spenden als bisher geschehen ist. Und das Erfreuliche daran ist: nicht durch Schaffung neuer drückender Verpflichtungen und verwickelter Aufgaben kann das erreicht werden, sondern durch eine Vereinfachung des bisherigen Verfahrens, ein seltener Fall von Gunst im Kulturleben.

*

Die vorstehenden Ausführungen waren bereits geschrieben, als der in Basel tagende zweite Kongress für die Reform des Gesangsunterrichtes in

¹⁾ In den „Basler Nachrichten“ vom 25. Juli 1910 tritt der Organist Paul Schnyder entschieden für die Einführung des einstimmigen Kirchengesanges ein. Professor von Orelli gibt im „Kirchenfreund“ zu, dass die Gründe Schnyders stichhaltig sind, und dass es noch Gründe gebe, die Schnyder nicht erwähnt habe, er hält aber die Rückkehr zum einstimmigen Gesang nicht für möglich. In den „Basler Nachrichten“ vom 29. Juli wehrt Pfarrer Barth den Angriff Schnyders ab, jedoch mit einer Begründung, die ich nicht als genügend ansehen kann.

den Schulen seine Forderungen bekannt gab. Wenn der Eindruck richtig ist, den ich aus einem kurzen Zeitungsbericht gewinne, so stellen diese Forderungen — noch mehr Kunstschulung — ziemlich genau das Gegenteil von dem dar, was mir als das Erstrebenswerte vorschwebt. Der Unterschied liegt in der Auffassung der Aufgabe der Schule. Wie so viele Fachleute, wollen auch die Gesanglehrer aus der Schule möglichst viel für ihr Fach herausschlagen. Die Schule soll möglichst gut dem vorarbeiten, was sie in ihrem Wirkungskreis erstreben. Ein Glück, dass auch die Neu- und Altphilologen, die Mathematiker, Naturwissenschaftler und Zeichenlehrer, die Hygieniker, Turnlehrer, Kaufleute und Ingenieure auf Fachversammlungen Forderungen aufstellen, so dass aus der Unmöglichkeit, sie alle zu befriedigen, schließlich immer wieder ein leidlicher Zustand des Gleichgewichtes entsteht. Wenn aber die Herren vom Basler Kongress eins ihrer Lehrziele als *Musikalität* bezeichnen, so beweisen sie durch den Gebrauch dieses entsetzlichen Wortes, dass bei der geforderten Kunstschulung eines nicht ausgebildet wird, nämlich der schlichte Schönheitsinn, den man Geschmack nennt.

ZÜRICH

EDUARD BLOCHER



LES DÉPLACEMENTS DE LA LIBERTÉ

II.

Qu'on me permette de récapituler brièvement mes précédents énoncés ¹⁾.

J'appelle liberté l'usage légitime d'un pouvoir, c'est-à-dire l'union du droit et de la force. On ne me contestera point cette définition, puisque je n'en fais usage que pour dire de quoi je veux parler.

L'ayant ainsi définie, je considère la liberté comme une quantité et même comme une chose, car elle est reconnaissable à des caractères extérieurs et je puis en examiner les accroissements, les diminutions et les déplacements.

Je ne saurais, il est vrai, la traiter comme une quantité constante; au contraire, d'une époque à l'autre elle subit des variations prodigieuses. Mais en nous bornant à l'étude de ces variations, nous limiterons notre tâche sans rien omettre d'essentiel, et nous prendrons avantage de ce qui devait faire la principale difficulté de notre recherche.

Si nous parlions d'une époque où le pouvoir de l'homme s'affaiblit, comme les derniers temps de l'hellénisme, les premiers

¹⁾ Un premier article a paru dans le numéro du 15 décembre, page 401 de ce volume.